„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas.

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Muster und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1835 Halifax Str. Regina, Sask.

Bei den Getreidemagnaten des Kaplandes

Landwirtschaft in Südafrika.

Das kleine Chevrolet leistet gute Dienste. Die meisten Kraftwagen in der südafrikanischen Union sind amerikanischer Herkunft. Deutsche Fabrikate sieht man wenig. Die stabilen deutschen Wagen sind zu schwer gebaut, sagt man hier im allgemeinen. Von zehn Wagen, denen man begegnet, stammen acht aus Fords Werkstätten. Von meiner Reise zum Nadelkap geht die Fahrt jetzt zu den Getreidemagnaten. Dieser Streifzug ist für meine späteren Arbeiten besonders interessant, da wir direkt mit den Getreidemagnaten in Berührung kommen. Getreide ist eines der Hauptprodukte neben Wein und Wolle des Kaplandes.

Der Landstrich, den wir jetzt durchquerten, erhielt den Namen „Zwartland", weil früher Berge und Täler mit kurz und struppig wachsendem dunklen Strauchwerk, „Renosterbosches", d. h. Rhinozerosbüschel, genannt, bedeckt waren. Seitdem haben die fleißigen Buren mit Hilfe ihrer Hottentottenarbeiter alles ausgerodet und grüne, außerordentlich üppige Kornfelder dehnen sich jetzt meilen- und meilenweit aus. Zwartland ist die Kornscheune des Kaps. — Ueber endlos lange Feldpfade mit dem bekannten roten Korn, durch wogende grüne Kornfelder und lange Eukaliptusalleen langen wir gegen Mittag in Malmesbury an. Nach Landessitte wird der Tee genommen; die Gastfreundschaft ist überall groß, und ich kann abermals mit Freuden feststellen, wie die Sympathie für Deutschland unter den echten Afrikanern nichts eingebüßt hat.

Ich sitze hier in dem kleinen Schreibzimmer des Criterion Hotels, in dem Treppenflur strahlt die heiße warme Sonne durch die offenstehende Vordertür, und obwohl wir hier erst Frühling haben, ist es draußen ohne Kopfbedeckung unerträglich. Die ungepflasterten Straßen sind sandig, und große Staubwolken wirbeln bei jedem vorbeifahrenden Auto oder jedem Ochsenwagen haushoch auf. Vor dem Hotel auf dem Stoep stehen ein paar Palmenbäumchen, grau unter der dicken Staublage. Lang herunterhängende Strohmatten halten die blendenden Strahlen ab. Echt afrikanisch! Malmesbury ist eines dieser südafrikanischen Städtchen, nach unseren Begriffen ein großes Dorf, hundert Häuser und annähernd 6000 Einwohner, wo aber viel Handel getrieben wird. Im Herzen der Getreidegegend gibt es natürlich große Getreidemühlen und Exportgeschäfte.

Am folgenden Abend sitze ich nach einer langen Autofahrt an der gastfreien Tafel des Getreidemagnaten Heinrich van Aarde. Er ist uns auf dem Rappen am Ausgang seiner ausgedehnten Ländereien entgegengeritten und hat uns zum „Kuieren", zum Abendplaudern, eingeladen.

Das kleine Tourenauto wird zu der Kapkarre in den Wagenschuppen geschoben, der schwarze Knecht schließt die große Türe, wünscht uns „Goen aand", und wir treten in das geräumige, niedrige Burenheim ein. Die elegante Burengattin hat für uns bereits ein reiches Abendmahl aufgetischt. Die Familie van Aarde ist eine der ältesten und größten der Getreidebauern der ganzen Gegend. Es sind drei Brüder, und die drei in einer Reihe nebeneinander sich hinstreckenden Höfe umfassen das ganze Tal. Der junge Getreidemagnat freut sich über den Besuch und hauptsächlich daß er mit dem europäischen Gast über vieles Fragen plaudern kann. Die Getreidewirtschaft unter der Smutsregierung (General Smuts ist der Führer der jetzigen Oppositionspartei), erzählt er, hat das inländische Getreide für billige Preise exportieren lassen, so daß man nachher gezwungen war, aus Amerika und Australien teures und oftmals schlechtes Mehl einzukaufen. Heinrich van Aarde ist, wie fast zwei Drittel der Buren, hauptsächlich der Bauern, Anhänger des jetzigen Premierministers Hertzog. Jetzt ist der Koring, das Getreide, im Preise gestiegen.

Die Bauern haben durchschnittlich 800—1000 Hektar Land. Fast alles steht unter Kultur. Hier im Zwartland ist überall bereits intensive statt extensive Landwirtschaft eingeführt. Doch ist es eine Schande, daß der Bauer noch verpflichtet ist, unerhört hohe Preise für den auf den Inseln im eigenen Lande vorkommenden Guano zu bezahlen. Das Hochschrauben dieser reichlich vorhandenen und sehr guten natürlichen Düngemittel soll nur geschehen, um den Kunstdünger der von Staats wegen unterstützten De Beers Dynamit-Fabriken aus Sommerset-West zu schützen.

Wenn das Leben auf den Farmen auch einfach und bescheiden ist, findet man doch bereits alle möglichen Erfindungen und Bequemlichkeiten der Neuzeit: Der amerikanische Traktor hat das Ochsengespann zeitweise verdrängt. Windmühlen pumpen das Wasser aus den Tiefen in die Trinkstellen, sogar ein Badezimmer fehlt nicht unter den Räumen des Bauernhauses.

Für die Bedürfnisse des Lebens muß die Farm selbst sorgen. Schaf- und Geflügelherden verorgen seine Tafel mit frischem Fleisch. Gemüse und Kartoffeln zieht er aus seinem Garten, und seine fruchtbaren Obstbäume liefern die schönsten Nachspeisen. Der Typus des alten Buren mit dem langen Haar und wuchtigen Bart, wie man ihn bei uns noch gern porträtiert, ist aber in ganz Afrika verschwunden. Der englische Einfluß hat sich überall durchgesetzt. Seine verpönte Muttersprache, Afrikaans, die man Hottentotisch-Holländisch genannt hat, er als Symbol auf seine Freiheitsflagge geschrieben.

Die Burengattin tritt als eine elegante und mit Geschmack gekleidete Dame von Welt den Besuchern entgegen. Sie trägt seidene Kleider und Strümpfe und Lackschuhe. Sie ist kein Arbeitspferd, sie ist die Hausdame, die in der Küche und im Hause nur ihre Befehle erteilt. Die Bedienten sind meistens Hottentotten. Trotzdem ist die Frau im Handel und Wandel schlicht, und das tiefsinnige, religiöse Gemüt hat beide nicht verlassen. Der südafrikanische Bur betet noch immer vor und nach der Mahlzeit und abends seine Bibel. Er vertraut alles dem Herrn, der Regen und Sonnenschein spenden muß. Seine Ernte ist sein Vermögen; Kredite, die er aufgenommen hat, muß er nachher pünktlich abwerfen, neue Anschaffungen bezahlen, doch jetzt, wo es dem Buren sichtbar besser geht, ist der Wunsch vieler, neben der alten Kapkarre auch ein solides Automobil im Schuppen zu haben.

Sicher ist Südafrika ein Land der Landwirtschaft. Die Neuorientierung der Hertzogschen Politik, die in allererster Linie die Landwirtschaft befördern will, kann dem Lande Segen bringen. In den letzten Tagen habe ich in diesen Distrikten Malmesbury, Morreesburg und Piketsberg ungefähr zwei Dutzend dieser Getreidehöfe besucht. Das Land geht einer reichen Zukunft entgegen. Ueber die wunderbar am Berge angeschmiegten alten Hugenotten-Niederlassungen Paarl, Franshoek, Simondium und Banhoek, wo meistens der Weinstock blüht, und an dem interessanten Hottentottendorf Pniel vorbei treffe ich wieder in meiner Heimatsstation Stellenbosch ein.

W. H. Breyne.

Die letzten Worte Franz Josefs

Baron Karl Prilesky veröffentlicht im Neuen Wiener Journal eine Schilderung der letzten Stunden des Kaisers Franz Josef. Der letzte Auftrag, den der schwerkranke 86jährige Monarch erteilt hatte, waren die Worte: „Bitte, mich morgen früh um vier Uhr zu wecken — ich bin mit meiner Arbeit nicht fertig geworden."

Als der Kaiser sich kurz nach fünf Uhr nachmittags ins Bett begab, befiel ihn ein Schlafbedürfnis. Mit kleinen, durch Hustenreiz verursachten Unterbrechungen, schlief er von halb sechs Uhr bis nach viertel acht Uhr. Der Schlaf schien so beruhigend, daß Professor Ortner die Bemerkung machte, der Kranke scheine seine schwere Krankheit zu überschlafen. Nach viertel 8 Uhr abends erwachte der Kaiser infolge eines sehr heftigen Hustenanfalles. Um ihm Erleichterung zu verschaffen, wurde er im Bette in sitzende Stellung gebracht, doch der Hustenreiz hielt an. Schließlich sank der Monarch erschöpft in die Kissen, der Husten verwandelte sich in ein Röcheln, das immer leiser wurde und um 9 Uhr 20 verschied er.

Interessantes Allerlei

„Sie kommt." — „Sie ist da."

Ein schlauer Konzertunternehmer beabsichtigt, einen „Star", die berühmte Sängerin Trillerini, in der Hauptstadt singen zu lassen. Um das Publikum vorher recht neugierig zu machen, rückt er in der gelesensten Zeitung eine Woche lang bloß die Worte ein: „Sie kommt!" Am achten Tage hatte er vor, die Neugierde des Publikums zu befriedigen und zu sagen, wer kommt ... Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er am siebenten Tage in derselben Zeitung liest: „Sie ist da! Die anerkannt beste Schmierseife, das Pfund 50 Pfennig. Zu lieb: Himmelblau, Bleichstr. 17."

Steuern für Schmerbäuche!

Mit der Lösung und Entwirrung der Finanzschwierigkeiten, in denen sich Frankreich gegenwärtig befindet, beschäftigen sich weit mehr Leute, als Herrn Briand lieb ist. Finanzdoktoren aller Gesellschaftsklassen sind an der Arbeit, um des Uebels Herr zu werden, und es werden dem Ministerpräsidenten die merkwürdigsten Sanierungsvorschläge gemacht. So schlug ihm dieser Tage ein Bäuerlein in einem ebenso ungrammatischen und unorthographischen wie gutgemeinten Brief allen Ernstes eine Besteuerung der Dicken vor, da nur auf diese Weise Frankreich aus seinen Finanznöten befreit werden könnte.

„Man müßte," so bemerkte nach dem „Cri de Paris" der scharfsinnige Landmann, „allen Verbrauch, der über das normale Maß hinausgeht und infolgedessen zur Ueppigkeit wird, mit einer Steuer belegen. Und ist nicht der dicke Bauch der beste Beweis dafür, daß man gut gegessen und getrunken hat? Die Minderjährigen sollen von der Besteuerung ausgenommen werden, da der Jugend in punkto Ernährung keine Beschränkung auferlegt werden darf; getroffen werden müßten aber alle jene, deren Leibesumfang mehr als einen Meter beträgt, und zwar müßten sie für jeden Zentimeter darüber pro Jahr einen Franken Steuer zahlen. Natürlich müßte an einem bestimmten Tag auf dem Steueramt eine allgemeine Messung der Bäuche stattfinden ..." Das könnte in der Tat sehr heiter werden, und es ist jammerschade, daß Briand pedantisch genug war, diesen Vorschlag abzulehnen.

Socken oder Fußlappen.

Vor vielen Jahren war ein alter General, ein furchtbarer Kommißkopf, der verlangte, daß jeder Hauptmann wissen solle, wer in der Kompagnie Socken und wer Fußlappen trage. Das mußte natürlich keiner genau, nur beim Hauptmann Fix da klappte die Geschichte jedesmal vorzüglich. Wenn der General bei der Besichtigung fragte: „Herr Hauptmann, was trägt dieser Mann?", da sagte der Hauptmann Fix: „Der trägt nur Fußlappen."

Und richtig, der Mann zog einen Stiefel aus und die Sache stimmte. Die anderen Kompagniechefs zerbrachen sich den Kopf, wie Fix das anstelle, und einmal im Kasino nach einer süffigen Erdbeerbowle entlockten sie ihm sein Geheimnis. „Das ist doch so einfach," sagte Fix, „am Tage der Besichtigung trägt jeder Mann meiner Kompagnie an einem Fuß einen Socken, am andern einen Fußlappen und zieht dann den Stiefel aus, der in Betracht kommt. Bei wem die Sache nicht klappt, der fliegt drei Tage ins Loch."

Ein deutsches Flugzeugmonopol in Persien

Die „Morning Post" meldet aus Teheran, die Junkers-Flugzeuggesellschaft habe ein 30jähriges Monopol zur Herstellung von Flugzeugen in Persien erhalten und errichte jetzt eine große Flugzeugfabrik in Caspiaria. Auch wurde der neuen persischen Regierung eine Luftverbindung Teheran mit Europa über Tabris — Konstantinopel — Adrianopel — Budapest — Wien — Berlin — Amsterdam und London vorgeschlagen.

Deutsche Polizei auf Rollschuhen

Da infolge der letzten Entwaffnungsentscheidung des Botschafterrates die Zahl der Polizeimannschaften Deutschlands verringert werden muß und den einzelnen Polizisten größere Reviere werden zugewiesen werden müssen, wurde beschlossen, einen Teil der Mannschaften mit Rollschuhen auszurüsten, um sie instand zu setzen, ein größeres Gebiet zu patrouillieren. Die erste Rollschuhabteilung wird nächste Woche in Dresden eingerichtet werden.

Das Volk der Geizhälse.

An beiden Ufern der Wjatko wohnt das Volk der Wotjäken, ein Teil der ebenso interessanten als buntscheckigen Uralvölker. Die Wotjäken gehören zu jener Menschenklasse, deren Haupteigenschaft die bekannte Wurzel alles Uebels ist — der Geiz. Der Wotjäke würde sich kalten Blutes vor Geiz selber auffressen, wenn das nur ginge.

Ein solcher Wotjäke erscheint eines Tages beim Arzt der nächsten Stadt: „Väterchen," sagt er, „ich habe erfahren, daß du Augen machst. Hier ist meine blinde Frau. Sie könnte noch arbeiten, wenn sie Augen hätte. Kannst du ihr welche machen?" Der Arzt untersuchte die Kranke und findet, daß eine leichte Operation genügt, das Uebel zu beseitigen. Er erklärte ihm, sie wieder sehend machen zu können.

„Schön, was kostet denn bei dir das Augenmachen?" fragte der Wotjäke.

„Kannst du mir zehn Rubel geben?" erwiderte der Arzt.

„Nein, Väterchen, das ist mir zu viel, nimm sechs Rubel!"

„Gut," erklärte hierauf triumphierend der Wotjäke.

„Und wachst du für sechs Rubel beide Augen?"

„Beide — versteht sich!"

„Gut," erklärte hierauf triumphierend der Wotjäke, „hier hast du drei Rubel, mache ihr nur ein Auge, sie hat an einem Auge auch genug!"

Eine Filmschauspielerin, die nicht ins Kino gehen darf.

In Berlin hat sich der eigenartige Fall ereignet, daß die Polizei einer Filmschauspielerin verboten hat, das Stück anzusehen, in dem sie die Hauptrolle gibt. Cilli Feindt, ein Mädchen, das ganz geschickt reitet, spielt die erste Rolle in dem Film „Die Zirkusprinzessin". Die Filmzensur hat entschieden, daß Personen unter achtzehn Jahren der Besuch des Films untersagt ist. Da Cilli Feindt erst 16 Jahre alt ist, darf sie sich im Film nicht sehen.

Kronjuwelen der russischen Zaren

Russische Arbeiter und Bauern strömen zu vielen Tausenden herbei, um sich am blendenden Glanze der Kronjuwelen der Romanoffs zu erfreuen, die jetzt das Eigentum jedes ärmsten Bürgers dieser kommunistischen Republik sind. Diese Sammlung, die auf $250,000,000 geschätzt wird, ist von der Sowjetregierung in eine Einnahmequelle verwandelt worden. Sie ist im Sowjet-Gewerkschaftshause in Moskau, dem früheren Adelsklub, ausgestellt.

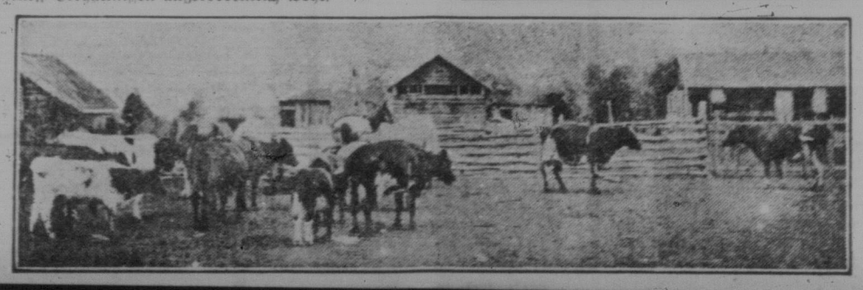
Daß allgemeine Publikum muß $1 Eintrittsgeld bezahlen, aber Mitglieder der Gewerkschaften und der kommunistischen Organisationen zahlen nur 25 Cents.

Die Sammlung stellt den aufgehäuften Schatz von zehn russischen kaiserlichen Familien dar und schließt Kronen, Zepter, Embleme, Tiaren, Diademe, Halsketten, Armspangen, Ringe und Kleinodien vieler anderer Arten ein. Als eine Vorsichtsmaßregel gegen Diebstahl sind im ganzen Gebäude Soldaten stationiert.

Der Gegenstand größter Neugierde ist die große Kaiserkrone aller Reußen, eine prächtige, domartige Patriarchenmitra, die über 1000 Karate Diamanten reinsten Wassers enthält und auf ihrer Spitze ein Kreuz aus Diamanten und Rubinen von außerordentlicher Schönheit trägt. Das Ganze wird mit $52,000,000 bewertet.

Die von der erschlagenen Kaiserin Alexandra getragene Krone ist vielleicht die schönste Menge Diamanten, die jemals in einem einzigen Schmuck vereinigt worden sind. Das berühmte kaiserliche Zepter, das vom letzten Zaren benutzt wurde, ist von dem weltberühmten Orloffdiamanten gekrönt, der so groß ist wie ein halbes Ei und 189 Karate enthält. Er wird auf $30,000,000 geschätzt.

Das „Emblem des Kaiserreichs", ein globusförmiger von einem Kranz von Diamanten, Saphiren und Rubinen überragter Gegenstand, dessen Wert $24,000,000 beträgt, ist ein anderer Gegenstand des Interesses. Unter den einzelnen ungefaßten Edelsteinen ist der „Schah" Diamant von 89 Karat, auf $14,000,000 geschätzt, wahrscheinlich der auffallendste. Es war ein Geschenk des Schah von Persien an den Kaiser von Rußland.



Ansiedlung von Hebriden in Alberta.

Oben: Ein von einer Hebridenfamilie bewohntes Farmerhaus. — Rechts: Eine Hebridenfamilie. — Unten: Die MacLean-Farm bei Red Deer, Alta.

Die Bewohner der armen Hebriden-Inseln kommen in fortwährend zunehmender Zahl nach Westcanada, um sich hier eine bessere Existenz zu gründen, als sie ihnen in ihrer alten Heimat möglich war. Das besondere Interesse dieser Einwanderer wendet sich den Siedlungsgebieten in Alberta zu, wo sie zum Beispiel bei Evarts in der Nähe von Red Deer sich bereits niedergelassen haben. Im alten Land waren sie arme Fischer, hatten wenige Acker Land und eine oder zwei Kühe, womit sie sich nur kümmerlich ernähren konnten. An Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt, fühlen sie sich unter den neuen Verhältnissen außerordentlich wohl.

Deutsche Beteiligung an der canadischen Nationalausstellung.

In Toronto fand wie alljährlich eine canadische Nationalausstellung statt, die von etwa 2000 Menschen besucht wurde. Zum erstenmal seit 11 Jahren war auch Deutschland unter den Ausstellern, und zwar hatte es insbesondere in dem internationalen Verkehrspavillon einen großen Raum inne. Dort wurden auch über die Reisemöglichkeiten nach Deutschland sowie über deutsche Städte, Bäder und Kurorte von sachverständiger Seite Erläuterungen gegeben. Die deutsche Reichszentrale für Verkehrswerbung hatte die Organisation dieser Ausstellung übernommen und erfolgreich durchgeführt.

Das Leben des Europäers im heißen Indien

Deutscher Weltreisender schildert seine Eindrücke.

Colin Roß, der deutsche Weltreisende der Nachkriegszeit, der dem eingeschlossenen Heimatvolk Kunde von draußen gibt, hat seine Erfahrungen auf Singapore, Siam, Sumatra, Java, Bali und Ceylon in einem Buche zusammengefaßt, worin er zeigt, wie der gewaltige, langdauernde Weltkrieg auch an den Eingangstoren in den Stillen Ozean allerlei Minen gelegt hat, die den ruhigen Besitz dieser herrlichen Tropeninseln und -gebiete zu stören geeignet sind.

Der indische — der Verfasser meint damit Indien in seiner weitesten Ausdehnung, also die südöstliche Inselwelt, Insulinde, mit inbegriffen — Mensch, wie die Farbigen überhaupt, ist nicht mehr geneigt, irgend eine Ueberlegenheit der weißen Rasse anzuerkennen und bestreitet darum auch die Herrschaftsansprüche der Europäer. Man hat nicht umsonst den Farbigen Deutsche in Ketten vorgeführt, und russische Flüchtlinge haben, nicht ohne tiefgehende Wirkungen auszulösen, als Kulis unter Kulis gearbeitet. Dabei ist natürlich nicht gesagt, daß die europäische Kolonialherrschaft nun von heute auf morgen zerfallen muß, aber das Ansehen des weißen Mannes, der Glaube an seine Unfehlbarkeit und Unverletzlichkeit ist unheilbar erschüttert.

Das heutige Leben des Europäers in den Tropen ist gewiß so eigenartig, so anders als in den gemäßigten Klimaten, daß wir einen Auszug aus dem Abschnitte bringen, wo der Verfasser zeigt, wie er sich in Singapore häuslich eingerichtet hat.

„Das indische Haus, und vor allem das große Hotel, sind vorbildlich auf Hitzeabwehr eingerichtet. Man empfindet das wohltuend gegen Südamerika, wo man in den großen Städten vielfach die guten alten Traditionen der spanischen Kolonialzeit im Stadte- und Wohnungsbau so völlig außer Acht läßt. Zunächst schützt man die Mauer durch breite Veranden oder vorspringende Dächer. Erste Regel, daß keine Wand vor Ostsonne aber kein Fenster oder keine Tür unmittelbare Sonnenbestrahlung erhalten kann. Zweite Regel: Durchzug. Dächer sind niemals ohne weiteres auf Mauern aufgesetzt, sondern auf Unterlagen, so daß die Luft durchstreichen kann. Dann sind sämtliche Außen- und Zwischenräume durchbrochen. Intimität ist damit allerdings ein eigenes Kapitel im indischen Haus. Ich habe Privathäuser gesehen, in denen sämtliche Zwischenwände von Gängen und Zimmern kaum über Mannshöhe geführt waren, so etwa wie bei Ankleidezellen in einer großen Schwimmhalle.

Im Hotel ist es nicht viel anders. Die Logierzimmer liegen in langgestreckten, nur ein Zimmer breiteiligen Bauten, so daß jeder einzelne Raum vollen Durchzug hat. Zuerst kommt eine die Front entlang führende Galerie. An ihr liegen die einzelnen, durch Zwischenwände geschiedenen Veranden oder Vorplätze, jede mit Korbmöbeln oder Liegestühlen ausgestattet, und dahinter kühl und dämmerig das eigentliche Zimmer, das allerdings in der Hauptsache nur zum Schlafen dient, mit der daranstoßenden Badekammer. Auf der Veranda sitzt man gleichsam auf der Straße, und im eigentlichen Zimmer ist es nicht viel besser. Um den Durchzug zu sichern, schließt man im allgemeinen nur die bis knapp Mannshöhe reichenden Türen und Läden. Außerdem hört man durch die Ventilationslöcher alles, was im anstoßenden Raume geschieht. Allein, wie gesagt, Intimität des häuslichen Lebens ist etwas, was es in Indien nicht gibt, wie man sich überhaupt damit abfinden muß, daß man nirgends so im grellen Licht der Oeffentlichkeit und unter ständiger Kontrolle und Kritik seiner Mitmenschen steht wie in Indien, zumal an Plätzen, wo nur wenige Europäer leben.

Die Einrichtung der Zimmer ist auch in großen Hotels einfach, für europäische Begriffe dürftig. Der Waschtisch wird durch die Badekammer ersetzt, Schrank und Kästen durch Regale, alles muß offen und luftig hängen oder liegen. Was man in geschlossenen Behältern aufbewahrt, muß alle paar Tage geklopft und gelüftet werden, sonst schimmelt es oder Ungeziefer frißt es, vor allem die weißen Ameisen, die unbegrenzten Appetit haben. Sie verzehren ganze Schränke und Türen, und zwar unter der Politur. So kann es einem passieren, daß man unvermutet mit dem kleinen Finger Türfüllungen durchstößt, weil die weißen Ameisen das Holz unter der Lackierung völlig aufgefressen haben und nur diese übrig blieb.

Mit Sonnenaufgang, das ist unter dem Aequator genau um sechs, bringt der Boy Tee, Sandwich und Bananen. Man genießt das auf seiner Veranda im Pyjama, beziehungsweise die Damen im Kimono oder in Sarong und Jacke, dem malerischen Frauengewand.

Dann legt man sich wieder hin, bis es Zeit ist, ins Bad zu gehen. Das indische Bad ist für jeden Neuling eine Ueberraschung. Kommt er das erstemal in ein indisches Bad, so wird er bestimmt zuerst glauben, sich geirrt zu haben; denn er findet beim besten Willen keinen Behälter, in dem er baden könnte. Das wenige, was in dem leeren Raum steht, ist eine hohe wassergefüllte Steinurne, aber sie steht eher aus wie großer altgriechische Mischkrug oder ein koreanischer Einmachkopf, und jeder Versuch, doch einen Einstieg zu versuchen, muß kläglich an der engen Oeffnung scheitern. Trotzdem ist dieser Krug das Bad. Allerdings ist er nicht zum Hineinsteigen gedacht, sondern zum Uebergießen.

Man könnte meinen, daß diese Badeart aus Wasserknappheit beruhe, aber man findet die gleiche Art auch dort, wo Wasser im Ueberfluß vorhanden ist. Auch im Meer oder Fluß badet der Eingeborene, sei er nun Malaie, Sundanese oder Singhalese, nicht anders. Ich sah zuerst mit großer Verblüffung am späten Nachmittag, kurz vor Sonnenuntergang, in der allgemeinen Badestunde, Eingeborene am Kai stehen, sich mühsam mit einem Eimer Wasser aus der See schöpfen und sich damit übergießen, anstatt ins Wasser zu springen. An Flüssen das gleiche Bild: Der Eingeborene watet bis zur halben Wade ins Wasser, dann schöpft er und übergießt sich.

Wie jede alteingewurzelte Landessitte hat auch diese ihren tieferen Grund, und ich brachte ihn bald heraus. Die Erfrischung und Abkühlung ist bei dieser Art des Uebergießens infolge der entstehenden Verdunstungskälte wesentlich größer, als wenn man sich in das gleiche Wasser auch noch so lange hineinsetzen wollte. Das Wasser ist hier im allgemeinen so lau, daß man ein Mittel erfinden mußte, ihm die größtmögliche Kühlung abzugewinnen.

Hat man die Anstrengung des Badens und Anziehens hinter sich, so ist man so erschöpft, daß es an der Zeit ist, an das eigentliche Frühstück zu denken, das man in Gestalt eines ausgewachsenen englischen Breakfast mit Beefsteak, Eiern, Schinken usw. zu sich nimmt. Dann geht es aufs Kontor, ins Amt, ich an meine Aufsätze!

Nach guter, altindischer Sitte arbeitet man bis ein Uhr, nimmt seinen Lunch und schläft dann von 2 bis 4 Uhr, aber nicht etwa ein Nickerchen auf dem Sofa oder Liegestuhl, sondern man geht im Pyjama regelrecht zu Bett. Um 4 Uhr nimmt man sein Bad, kleidet sich von Kopf bis zu Fuß frisch, trinkt seinen Tee und arbeitet dann wieder bis zum Abend. Daß man sich auch morgens frisch anzieht ist eine Selbstverständlichkeit. Dieser Wäsche- und Kleiderluxus — man hat als Herr hier so etwa 40 weiße Anzüge — ist für europäische Begriffe zunächst schwer verständlich, aber Wäsche ist billig hier, selbst im Hotel. Im eigenen Haushalt hat man unter seinem Personal einen Wäscher oder eine Wäscherin, die täglich waschen. Das Waschen geht ohne Kochen oder heißes Wasser und fast ohne Seife vor sich, und die Arbeitskraft kostet nicht viel. Die Sitte der vollständigen und allgemeinen Nachmittagsruhe wird im holländischen Indien noch ziemlich durchgehends eingehalten. Allein auch hier, und noch mehr im britischen Indien bricht sich die Sitte Bahn, bis 4 oder 5 Uhr nachmittags auf dem Kontor durchzuarbeiten, trotz der Hitze.

Das abendliche Dinner aber ist im englischen Indien auch heute noch eine festliche Angelegenheit. Man macht dazu Toilette, oder sollte es doch wenigstens tun: je nach der Gegend Smoking oder Dinnerjackett. In den großen Hotels ist natürlich Konzert, und ein oder ein paarmal in der Woche wird dort getanzt. Dort trifft man sich, oder im Klub, wenn man nicht ins Kino geht. Eins tut man jedoch sicher allabendlich oder nach dem Dinner. Man läßt seinen Wagen vorfahren und macht eine Autofahrt, ohne Ziel oder einen anderen Zweck, als die Erfrischung des kühlen Luftzuges zu haben. In jeder indischen Stadt sieht man am späten Nachmittag und Abend die Autos rasen. Autos mit Pärchen, vollbeladen mit kinderreichen Familien, einzelne Herren, selbst fahrend oder in den

(Fortsetzung auf Seite 11)